

**HEYNE** <



Christine Feehan



MOND  
SPIEL

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
AFTER THE MUSIC  
Deutsche Übersetzung von Ursula Gnade

Deutsche Erstausgabe 02/2011  
Redaktion: Stefanie Brösigke  
Copyright © 2001 by Christine Feehan  
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

eISBN 978-3-641-06891-2

[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

*Für Manda und Christina  
mit den besten Wünschen.  
Möget ihr immer  
Überlebenskünstlerinnen sein.*



# I



Jessica Fitzpatrick erwachte schreiend, und ihr Herz stampfte im Rhythmus des Entsetzens. In der Dunkelheit ihres Zimmers war die Furcht ein atmendes Lebewesen, dessen Gewicht sie unter sich begrub. Sie lag hilflos da und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Sie schmeckte die Angst in ihrem Mund und fühlte, wie sie durch ihre Adern strömte. Um sie herum schien die Luft so dick zu sein, dass ihre Lunge brannte und sich nach Sauerstoff verzehrte. Sie wusste, dass sich tief in den Eingeweiden der Erde etwas Ungeheuerliches regte. Im ersten Moment lag sie erstarrt da und lauschte angestrengt dem Murmeln von Stimmen, die sich hoben und senkten und Worte in einer uralten Sprache summten, die niemals gesprochen werden sollte. Glühende rote Augen sahen sich suchend im Dunkeln um und forderten sie auf, näher zu treten. Jessica fühlte die Macht dieser Blicke, als sie sich auf sie richteten und noch dichter an sie herankamen. Sie riss ihre eigenen Augen auf, denn der Drang zu fliehen war stärker als alles andere.

Der Raum um sie herum schwankte, und sie wurde aus der schmalen Koje auf den Boden geschleudert. Die kalte Luft riss sie augenblicklich aus ihrem Alptraum heraus, und sie erkannte, dass sie nicht alle geborgen zu Hause in

ihren Betten lagen, sondern sich inmitten eines heftigen Unwetters in der Kajüte eines wüst schaukelnden Bootes befanden. Das Boot wurde von einer gewaltigen Welle zur nächsten geschleudert und bekam einiges ab.

Jessica kam unbeholfen auf die Füße und klammerte sich an den Rand der Koje, als sie sich mühsam zu Tara und Trevor Wentworth schleppte, den beiden Kindern, die einander mit blassen, verängstigten Gesichtern eng umschlungen hielten. Tara schrie, und ihr entsetzter Blick hatte sich auf Jessica geheftet. Auf halbem Weg zu den Zwillingen wurde Jessica vom nächsten wütenden Aufbäumen des Bootes wieder zu Boden geworfen.

»Trevor, zieh deine Schwimmweste sofort wieder an!« Auf allen vieren kriechend erreichte sie die beiden Kinder und nahm sie in die Arme. »Fürchtet euch nicht, es wird schon alles gutgehen.«

Das Boot wurde von einer Welle hochgehoben, schwankte auf dem Wellenkamm und glitt auf der anderen Seite schnell hinab, wobei die drei in alle Richtungen geschleudert wurden. Salzwasser strömte auf das Deck, raste die Stufen hinunter in die Kajüte und überzog den Boden mit einer Schicht eiskalter Nässe. Tara schrie laut auf, klammerte sich an den Arm ihres Bruders und versuchte verzweifelt, ihm beim Schließen seiner Schwimmweste zu helfen. »Das ist er. Er ist schuld. Er will uns umbringen.«

Jessica schnappte entsetzt nach Luft. »Tara! Niemand kann das Wetter kontrollieren. Es ist ein Sturm. Nichts weiter als ein ganz gewöhnliches Unwetter. Captain Long wird uns unbeschadet zur Insel bringen.«

»Er ist böse. Ein Ungeheuer. Ich will nicht hingehen.« Tara schlug sich die Hände vor das Gesicht und schluchzte.



»Ich will nach Hause. Bitte, Jessie, bring mich nach Hause.«

Jessica überprüfte Trevors Schwimmweste, um sich zu vergewissern, dass ihm nichts passieren konnte. »Sag so etwas nicht, Tara. Trev, bleib hier bei Tara. Ich sehe nach, was ich tun kann, um zu helfen.« Damit die Kinder ihre Worte hörten, musste sie die Stimme erheben, um sich gegen das Heulen des Windes und das Tosen des Meeres durchzusetzen.

Tara warf sich in Jessicas Arme. »Geh nicht weg – wir werden sterben. Ich weiß es genau – wir werden alle sterben. Es wird uns so ergehen wie Mama Rita.«

Trevor schlang die Arme um seine Zwillingschwester. »Nein, wir werden nicht sterben, Schwesterchen, weine nicht. Captain Long hat schon viele schlimme Stürme überstanden«, beteuerte er ihr. Er blickte mit seinen stehenden blauen Augen zu Jessica auf. »Stimmt's, Jessie?«

»Stimmt genau, Trevor«, bestätigte sie. Jessica hielt sich am Treppengeländer fest und machte sich an den Aufstieg zum Deck.

Der Regen fiel in Strömen und schwarze Wolken brodelten am Himmel. Der Wind erhob sich zu einem gespenstischen Pfeifen. Jessica hielt den Atem an und beobachtete, wie Long sich damit abmühte, das Boot durch die Wogen zu steuern und sie näher an die Insel heranzubringen. Es schien der uralte Kampf zwischen Mensch und Natur zu sein. Langsam zeichneten sich die kompakten Umrisse der Insel durch den strömenden Regen ab. Salzwasser sprühte auf, und die Gischt wurde von den Felsen zurückgeworfen, doch als sie sich dem Ufer näherten, wurde das Meer ruhiger. Sie wusste, dass es dem Kapitän nur aufgrund seiner großen Erfahrung und sei-

ner Ortskenntnis überhaupt möglich war, das Boot in diesem schrecklichen Unwetter zum Anlegesteg zu steuern.

Es schüttete wie aus Eimern. Die Wolken über ihren Köpfen waren so schwarz und schwer, dass die Dunkelheit der Nacht erbarmungslos wirkte. Dennoch erhaschte Jessica ab und zu einen Blick auf den Mond, der einen gespenstischen Anblick bot, wenn das vorbeiziehende Schwarz der Wolken sein Licht verschleierte.

»Los jetzt, Jessie«, rief Captain Long. »Bring die Kinder und euer Gepäck hinauf. Ich will euch keine Minute länger auf diesem Boot haben.« Die Worte gingen in der Heftigkeit des Sturms fast unter, aber es war deutlich zu erkennen, wie eilig er es mit seiner Aufforderung hatte.

Sie eilte nach unten und warf Trevor mehrere Bündel und Rucksäcke zu, während sie Tara auf den Stufen und dem glitschigen Deck stützte. Captain Long hob Tara auf den Anlegesteg, bevor er Trevor ans Ufer half. Er packte Jessicas Arm mit festem Griff und zog sie eng an sich, damit sie ihn hören konnte. »Das gefällt mir nicht ... Jess, ich hoffe, er erwartet euch. Wenn ich weg bin, sitzt ihr hier fest. Du weißt, dass er nicht gerade der umgänglichste Mensch ist.«

»Mach dir keine Sorgen.« Sie tätschelte seinen Arm, obwohl ihr Magen rumorte. »Ich rufe dich an, falls wir dich brauchen. Willst du wirklich nicht über Nacht bleiben?«

»Ich fühle mich dort draußen sicherer.« Er wies auf das Wasser.

Jessica winkte ihm zum Abschied, wandte sich dann der Insel zu, und wartete, bis sich ihre Beine wieder an den festen Boden gewöhnt hatten. Vor sieben Jahren war sie

das letzte Mal hier gewesen. Ihre Erinnerungen daran waren der Stoff für Alpträume. Als sie jetzt zu dem Berg Rücken aufblickte, rechnete sie fast damit, ein flammendes Inferno zu sehen, aus dem rote und orange Flammen turmhoch in den Himmel aufragten, doch sie sah nur die schwarze Nacht und den Regen. Das Haus, das früher einmal hoch oben auf der Klippe mit Blick auf das Meer gestanden hatte, gab es schon lange nicht mehr. Nur ein Haufen Asche war geblieben.

Im Dunkeln war die Vegetation erschreckend, ein unheilverkündender Anblick. Der wolkenverhangene Mond sandte sein schwaches Licht auf den Boden, wo es ein eigenartiges, unnatürliches Muster erschuf. Die Insel war dicht bewaldet und mit undurchdringlichem Gestrüpp bewachsen; der Wind ließ Bäume und Sträucher einen makaberen Tanz vollführen. Kahle Äste bogen sich und schabten geräuschvoll aneinander. Kräftige Tannen schwankten wie verrückt und ließen einen Schauer spitzer Nadeln durch die Luft regnen.

Jessica holte tief Atem, hob resolut ihren Rucksack hoch und reichte Trevor eine Taschenlampe, damit er vorangehen und ihnen den Weg weisen konnte. »Kommt schon, Kinder, lasst uns zu eurem Vater gehen.«

Der Regen prasselte auf sie herunter und durchnässte sie; die Tropfen bohrten sich wie spitze Eiszapfen direkt durch die Kleidung in ihre Haut. Mit gesenkten Köpfen schleppten sie sich die steilen Steinstufen hinauf, die vom Ufer zum Inneren der Insel führten, wo sich Dillon Wentworth vor der Welt verbarg.

Die Rückkehr auf die Insel ließ eine Flut von Erinnerungen an die guten Zeiten über Jessica hereinbrechen – als Rita Fitzpatrick, ihre Mutter, den Job als Haushälterin

rin und Kindermädchen bei dem berühmten Dillon Wentworth an Land gezogen hatte. Jessica war hellauf begeistert gewesen. Sie war damals knapp dreizehn Jahre gewesen, alt genug, um den künftigen Star zu würdigen, einen Musiker, der seinen Platz unter den größten Musiklegenden einnehmen würde. Dillon hatte viel Zeit außer Haus verbracht, auf Tour oder im Aufnahmestudio, aber wenn er zu Hause gewesen war, war er meistens mit seinen Kindern zusammen gewesen oder er hatte es sich in der Küche mit Rita und Jessica gemütlich gemacht. Sie hatte Dillon in den guten Zeiten gekannt, während dieser fünf Jahre, die von unglaublicher Magie erfüllt gewesen waren.

»Jessie?« Trevors junge Stimme riss sie aus ihren Gedanken. »Weiß er, dass wir kommen?«

Der Junge sah ihr fest in die Augen. Mit seinen dreizehn Jahren musste Trevor durchaus klar sein, dass sie nicht ganz allein mitten in der Nacht durch ein Unwetter laufen würden, wenn sie erwartet worden wären. Sie wären mit einem Wagen auf der Straße am Bootshaus abgeholt worden.

»Er ist euer Vater, Trevor, und Weihnachten steht vor der Tür. Er verbringt zu viel Zeit allein.« Jessica strich sich das regennasse Haar aus dem Gesicht und straffte ihre Schultern. »Das tut ihm nicht gut.« Und Dillon Wentworth war verantwortlich für seine Kinder. Er musste sich um sie kümmern und sie beschützen.

Die Zwillinge hatten ihren Vater nicht so in Erinnerung wie sie. Er war so lebendig gewesen. So attraktiv. Und vieles mehr. Sein Leben war märchenhaft gewesen. Dillon mit seinem guten Aussehen, seinem Talent, seinem ansteckenden Lachen und seinen berühmten blauen Au-

gen – alle hatten sich um ihn gerissen. Dillon hatte sein Leben im Scheinwerferlicht verbracht, im grellen Licht der Regenbogenpresse und des Fernsehens, der Clubs und der gefüllten Stadien. Es war erstaunlich, geradezu unbeschreiblich, wie viel Energie und Kraft Dillon Wentworth bei seinen Auftritten ausstrahlte. Auf der Bühne glühte er hell und heiß, ein Mann mit dem Herzen eines Poeten und dem Talent eines Teufels, wenn er Gitarre spielte und mit seiner rauen, rauchigen Stimme sang.

Aber zu Hause ... Jessica erinnerte sich auch an Vivian Wentworth mit ihrem spröden Lachen und den Fingern mit den roten Krallen an den Spitzen. An ihre glasigen Augen, wenn sie von Drogen benebelt war, unter dem Einfluss von Alkohol taumelte oder bei einem ihrer Wutausbrüche Gläser zerschmetterte und Fotos aus Bilderrahmen riss. Der langsame, grauenhafte Abstieg in den Wahnsinn des Rauschgifts und des Okkulten. Niemals würde Jessica Vivians Freunde vergessen, die zu Besuch kamen, wenn Dillon nicht da war. Die Kerzen, die Orgien, der Singsang, immer dieser Singsang. Und Männer. Unmengen von Männern im Wentworth'schen Bett.

Plötzlich schrie Tara laut auf, drehte sich zu Jessica um und warf sich ihr so stürmisch in die Arme, dass sie beinahe von den Stufen gestoßen worden wäre. Jessica packte sie mit festem Griff und drückte sie eng an sich. Beide froren so sehr, dass sie unkontrolliert zitterten. »Was ist los, Schätzchen?«, flüsterte Jessica dem Kind ins Ohr. Dort auf der steilen Treppe beschwichtigte sie das Mädchen und wiegte es in ihren Armen, während der Wind sie beide fortzublasen drohte.

»Ich habe etwas gesehen, glühende Augen, die uns angestarrt haben. Es waren rote Augen, Jess. Rot, wie die

Augen eines Ungeheuers ... oder eines Teufels.« Das Mädchen erschauerte und klammerte sich fester an Jessica.

»Wo, Tara?« Jessicas Stimme klang ruhig, obwohl sich ihr Magen vor Anspannung verknotet hatte. Rote Augen. Sie selbst hatte diese Augen gesehen.

»Da.« Tara deutete in die Richtung, ohne hinzusehen. An Jessica geschmiegt, verbarg sie ihr Gesicht. »Etwas hat uns durch die Bäume angestarrt.«

»Es gibt Tiere auf der Insel, Schätzchen«, sagte Jessica beschwichtigend, doch sie strengte sich an, im Dunkeln zu sehen. Trevor unternahm den löblichen Versuch, den kleinen Lichtkreis der Taschenlampe auf die Stelle zu richten, auf die seine Zwillingschwester gedeutet hatte, doch der Lichtstrahl konnte den strömenden Regen nicht durchdringen.

»Das war kein Hund, ganz bestimmt nicht, Jessie, das war eine Art Dämon. Bitte, bring mich nach Hause, ich will nicht hier sein. Ich habe solche Angst vor ihm. Er sieht so schrecklich aus.«

Jessica holte tief Luft und atmete langsam aus. Sie hoffte, dadurch ruhig zu bleiben, denn plötzlich wollte sie selbst kehrtmachen und weglaufen. Hier gab es zu viele Erinnerungen, die sie bedrängten und mit gierigen Klauen nach ihr griffen. »Er hat sich bei einem Brand fürchterliche Narben zugezogen, Tara, das weißt du doch.« Es kostete sie Mühe, mit fester Stimme zu sprechen.

»Ich weiß, dass er uns hasst. Er hasst uns so sehr, dass er uns nie wieder sehen will. Und ich will ihn auch nicht sehen. Er hat Leute *ermordet*.« Tara schleuderte Jessica diese bittere Anklage ins Gesicht. Der heulende Wind griff die Worte auf und trug sie über die Insel.

Jessica hielt Tara noch fester und schüttelte sie ungehalten. »Ich will *nie* wieder hören, dass du so etwas Furchtbares sagst. *Niemals*, hast du mich verstanden? Weißt du, warum dein Vater in jener Nacht in das Haus gelaufen ist? Tara, du bist zu intelligent, um auf dummes Geschwätz und anonyme Anrufer zu hören.«

»Ich habe die Zeitungen gelesen. Es stand alles in den Zeitungen!«, jammerte Tara.

Jessie war wütend. Fuchsteufelswild. Weshalb sollte jemand nach sieben Jahren plötzlich alte Zeitungen und Klatschblätter an die Zwillinge schicken? Tara hatte das Päckchen, das in schlichtes braunes Papier eingeschlagen war, in aller Unschuld geöffnet. Die Boulevardpresse war brutal gewesen, voller Anschuldigungen, die sich um Drogen, Eifersucht und Okkultismus drehten. Die Spekulationen, Dillon hätte seine Frau mit einem anderen Mann im Bett erwischt und es sei zu einer Orgie von Sex, Drogen, Teufelsanbetung und Mord gekommen, waren viel zu prickelnd gewesen, um nicht ausführlich von den Skandalblättern ausgeschlachtet zu werden – lange, bevor die tatsächlichen Ereignisse ans Licht kommen konnten. Jessica hatte Tara jämmerlich schluchzend in ihrem Zimmer vorgefunden. Wer auch immer es für angebracht gehalten hatte, die Zwillinge über die Vergangenheit ihres Vaters in Kenntnis zu setzen, hatte mehrfach angerufen, Trevor und Tara abscheuliche Dinge ins Ohr geflüstert und darauf beharrt, ihr Vater hätte mehrere Menschen ermordet, darunter auch ihre Mutter.

»Euer Vater ist in das brennende Haus gelaufen, um euch Kinder zu retten. Er dachte, ihr wärt beide drinnen. Jeder, der heil herausgekommen war, hat versucht ihn aufzuhalten, aber er hat sich gewehrt, ist ihnen entwischt und hat

sich eurentwegen in ein flammendes Inferno gestürzt. Das ist kein Hass, Tara. Das ist Liebe. Ich erinnere mich noch an jenen Tag, bis in alle Einzelheiten.« Sie presste die Finger auf ihre pochenden Schläfen. »Ich kann es niemals vergessen, ganz gleich, wie sehr ich mich anstrenge.«

Und angestrengt hatte sie sich wirklich. Verzweifelt hatte sie versucht, die Klänge des Singsangs zu übertönen, den Anblick der schwarzen Kerzen auszublenden und den Geruch der Räucherstäbchen zu verdrängen. Sie erinnerte sich an das Geschrei, die erhobenen Stimmen, das Geräusch der Schüsse. Und an die Flammen, die schrecklichen, gierigen Flammen. An die Rauchschwaden, die so dicht gewesen waren, dass man nichts hatte sehen können. Auch die Gerüche vergingen nicht. Selbst jetzt hatte sie beim Aufwachen manchmal noch den Gestank von brennendem Fleisch in der Nase.

Trevor legte einen Arm um sie. »Weine nicht, Jessica. Nun sind wir schon mal hier und frieren alle, also lasst uns einfach weiterlaufen. Lasst uns Weihnachten mit Dad feiern, einen Neubeginn machen und versuchen, diesmal mit ihm klarzukommen.«

Jessica lächelte ihn durch den Regen und die Tränen an. Trevor. Er war seinem Vater so ähnlich und wusste es nicht einmal. »Wir werden ein wunderbares Weihnachtsfest verbringen, Tara. Warte ab, du wirst es sehen.«

Sie stiegen die restlichen Stufen hinauf, bis der Boden sich ebnete und Jessica den vertrauten Pfad fand, der sich durch die dichten Wälder zum Anwesen wand. Die kleine Insel im Meer zwischen Washington und Kanada war relativ abgelegen. Hier verkehrte nicht einmal eine Fähre vom Festland. So hatte Dillon es sich gewünscht, denn er wollte, dass seine Familie auf seiner eigenen Insel unge-



stört war. Früher hatte es Wachpersonal und Hunde gegeben. Jetzt gab es hier nur noch Schatten und quälende Erinnerungen, die ihr in der Seele wehtaten.

In den alten Zeiten hatte es auf der Insel vor Menschen gewimmelt, und es hatte reges Treiben geherrscht; jetzt war es still und nur ein Hausmeister lebte in einem der kleineren Häuser irgendwo auf der Insel. Jessicas Mutter hatte ihr erzählt, Dillon dulde auf Dauer nur einen einzigen älteren Mann hier. Selbst bei Regen und Wind war nicht zu übersehen, dass das Bootshaus schlecht instand gehalten wurde und die Straße, die in einem Bogen zum Haus hinaufführte, überwuchert war und kaum benutzt wurde. Am Landungssteg, wo immer etliche Boote gelegen hatten, war zwar jetzt keines in Sicht, doch im Bootshaus musste Dillon immer noch ein Boot liegen haben.

Der Pfad führte durch den dichten Wald. Der Wind peitschte die Äste so kräftig, dass der Baldachin, den die Bäume über ihren Köpfen bildeten, bedrohlich schwankte. Der Regen konnte die Wipfel nur mit Mühe durchdringen, doch einzelne Tropfen trafen laut platschend auf den Weg. Kleingetier verschwand raschelnd im Gebüsch, wenn sie vorüberkamen.

»Ich glaube nicht, dass wir noch in Kansas sind«, scherzte Trevor mit einem unsicheren Lächeln.

Jessica drückte ihn an sich. »Löwen und Tiger und Bären, meine Güte«, zitierte sie aus *Der Zauberer von Oz* und freute sich über das breite Grinsen auf seinem Gesicht.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass er hier lebt«, schniefte Tara.

»Tagsüber ist es wunderschön«, beharrte Jessica. »Warte ab, es ist ein herrlicher Ort. Die Insel ist klein, aber hier gibt es alles.«

Sie folgten einer Wegbiegung und gerieten auf dem unebenen Untergrund ins Stolpern. Der kargliche Lichtschein, den Trevors Taschenlampe auf den Boden vor ihnen warf, diente nur dazu, den Wald noch dunkler und erschreckender wirken zu lassen. »Bist du sicher, dass du den Weg weit, Jess? Du bist seit Jahren nicht mehr hier gewesen«, sagte er.

»Diesen Weg finde ich mit geschlossenen Augen«, be-  
teuerte ihm Jessica. Das entsprach jedoch nicht ganz der Wahrheit. Früher war der Weg sehr gepflegt gewesen und hatte in einem Bogen zur Klippe geführt. Dieser Weg hier war überwuchert und führte durch den dichtesten Teil des Waldes stetig bergauf zum Inneren der Insel. »Wenn du bewusst darauf achtest, kannst du das Rauschen links von uns hören. Im Moment führt der Bach viel Wasser, aber im Sommer ist die Strömung nicht so stark und er ist auch nicht so tief. Am Ufer wachsen überall Farnstraucher.« Sie wollte weiterreden, weil sie hoffte, ihre eigene Furcht dadurch in Schach zu halten.

Alle drei atmeten schwer von den Anstrengungen des Aufstiegs. Unter einem Baum mit einer besonders ausladenden Krone, die ihnen einen gewissen Schutz vor dem strömenden Regen bot, blieben sie stehen, um Luft zu holen. Trevor ließ den Lichtschein an dem massiven Stamm zu dem Baldachin hinaufgleiten und beschrieb dort Muster aus Licht, um Tara aufzumuntern. Als er den Strahl wieder an dem Stamm hinabsausen ließ, fiel der kleine Lichtkreis nicht weit von ihnen auf den Boden.

Jessica zuckte zusammen und presste sich eine Faust auf den Mund, um nicht aufzuschreien. Im nächsten Moment riss sie Trevor die Taschenlampe aus der Hand und richtete sie wieder auf die Stelle, die er versehentlich an-

gestrahlt hatte. Einen entsetzlichen Moment lang bekam sie kaum Luft. Sie war sicher, dass sie jemanden gesehen hatte, der sie anstarrte. Jemanden in einem langen schwarzen Umhang mit schwerer Kapuze. Der Umhang wirbelte um die schemenhafte Gestalt herum, als handelte es sich um einen Vampir aus einem der Filme, die sich die Zwillinge dauernd ansahen. Wer auch immer es war – er hatte sie böse angestarrt und etwas in den Händen gehalten, das im Lichtschein gefunktelt hatte.

Ihre Hand zitterte heftig, doch es gelang ihr, die Stelle, an der er gestanden hatte, mit dem kleinen Lichtkegel zu finden. Sie war leer. Dort war nichts, keine Menschen und auch keine Vampire in wallenden Kapuzenumhängen. Sie setzte ihre Suche zwischen den Bäumen fort, aber vergeblich.

Trevor umfasste ihr Handgelenk, zog ihre Hand behutsam näher und nahm die Taschenlampe wieder an sich. »Was hast du gesehen, Jess?« Seine Stimme klang ruhig.

Sie sah die beiden an und schämte sich für die nackte Panik, die sie ihr angemerkt hatten, und auch dafür, dass die Insel sie wieder zu dem zu Tode verängstigten Teenager machte, der sie einst gewesen war. Sie hatte sich so viel erhofft: alle zusammenzuführen und eine Möglichkeit zu finden, Dillon wieder in die Welt zurückzuholen. Stattdessen halluzinierte sie. Diese schemenhafte Gestalt gehörte in ihre Alpträume und nicht in ein fürchterliches Unwetter.

Die Zwillinge blickten erwartungsvoll zu ihr auf. Jessica schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, vielleicht einen Schatten. Lasst uns sehen, dass wir schleunigst das Haus erreichen.« Sie schob sie vor sich her und versuchte ihnen Rückendeckung zu geben und zu sehen, was sich vor und neben ihnen befand.

Mit jedem Schritt, den sie machte, wuchs ihre Überzeugung, dass sie keinen Schatten gesehen hatte. Sie hatte keine Halluzinationen gehabt. Sie war ganz sicher, dass *irgendetwas*, sie beobachtet hatte. »Beeil dich, Trevor, ich friere«, drängte sie ihn.

Als sie die Anhöhe erreichten, verschlug ihr der Anblick des Hauses den Atem. Es war riesig, verschachtelt, mehrere Stockwerke hoch und mit runden Türmchen und grandiosen Schornsteinen versehen. Das ursprüngliche Haus war bei dem Brand vollständig zerstört worden und hier, auf der Anhöhe und umgeben von dichtem Wald, hatte Dillon das Haus seiner Jugendträume gebaut. Er war in den gotischen Baustil vernarrt gewesen, die Linienführung und die Steinmetzarbeiten, die Gewölbedecken und die verschnörkelten Durchgänge. Sie erinnerte sich noch daran, mit welcher Begeisterung er darüber gesprochen und auf der Anrichte in der Küche Bilder ausgebreitet hatte, damit sie und ihre Mutter sie bewundern konnten. Jessica hatte ihn gnadenlos damit aufgezogen, dass er ein verhinderter Architekt sei, und er hatte immer gelacht und erwidert, er sei ein Renaissance-Mensch und gehöre in ein Schloss oder einen Palast. Er hatte sie mit einem imaginären Schwert verfolgt und ihr von furchtbaren Fallen in Geheimgängen erzählt.

Rita Fitzpatrick hatte geweint, als sie dieses Haus gesehen hatte, und sie hatte Jessica erzählt, wie sehr sich Dillon an seine musikalischen Träume geklammert und behauptet hatte, der Bau des Hauses symbolisiere seine Auferstehung aus der Asche. Aber während der Monate im Krankenhaus, nachdem Dillon die Schmerzen und die Qualen seiner furchtbaren Verbrennungen ertragen hatte und sich darüber klargeworden war, dass sein Leben

nie mehr zur Normalität zurückkehren würde, war der Punkt gekommen, an dem das Haus für ihn und für alle, die ihn kannten, zum Symbol der Dunkelheit geworden war, die sich in seine Seele geschlichen hatte. Jetzt ließ der Anblick des Hauses die beängstigende Vorahnung in Jessica aufkeimen, dass Dillon ein vollkommen veränderter Mann war.

Sie starrten das riesige Ungetüm an und rechneten fast damit, einen Geist zu sehen, der einen der Fensterläden aufstieß und sie vertrieb. Mit Ausnahme von zwei ihnen zugewandten Fenstern im zweiten Stock lag das Haus im Dunkeln und erweckte so den Eindruck, als würde es aus zwei Augen zurückstarren. Geflügelte Kreaturen schienen an den seitlichen Hauswänden hinaufzuklettern. Das gesprengelte Mondlicht verlieh den in Stein gemeißelten Wesen eine gewisse Lebhaftigkeit.

»Ich will da nicht reingehen«, sagte Tara und wich zurück. »Wie das aussieht ...« Sie ließ ihren Satz unvollendet und hielt sich an der Hand ihres Bruders fest.

»Richtig böse«, half Trevor ihr auf die Sprünge. »Wirklich wahr, Jess, wie eines dieser Spukhäuser in den alten Filmen. Es sieht aus, als würde es uns anstarren.«

Jessica biss sich auf die Unterlippe und warf einen wachsamen Blick über ihre Schulter. »Ihr beide habt zu viele Gruselfilme geguckt. Damit ist jetzt Schluss.« Das Haus sah viel schlimmer aus als alles, was sie jemals in einem Film gesehen hatte. Es wirkte wie ein finster grübelndes Ungetüm, das stumm auf arglose Beute wartete. Wasserspeier kauerten in den Dachtraufen und starrten sie mit ausdruckslosen Augen an. Sie schüttelte den Kopf, um das Bild zu vertreiben. »Keine solchen Filme mehr. Ihr bringt mich dazu, dass ich es auch schon so sehe.« Sie



Christine Feehan

**Mondspiel**

Novelle

eBook

ISBN: 978-3-641-06891-2

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2011

Knisternde Lesemomente für zwischendurch

Als Jessie in das Haus des Rockstars Dillon kommt, um auf dessen Kinder aufzupassen, ist sie sofort von dem geheimnisvollen Musiker gebannt. Zwischen den beiden entspinnt sich eine leidenschaftliche Affäre. Doch in dem düsteren Gemäuer spukt es...